

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

281 (2.12.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Die Geige

In einem Orte der italienischen Riviera, wo in den großen internationalen Hotels die Nichtstuer aller Länder sich von den Anstrengungen des Mühsangs erholen und in den verfallenen Häusern des mittelalterlichen Stadteils das den Fremden so malerisch erscheinende Proletariat haust, geschah es eines Abends, daß im vornehmsten dieser Hotels ein nicht mehr junger, glattrasierter und massiger Amerikaner, Mr. Bird, aufs Podium der Tanzdielen sprang, dem Primageier das Instrument aus den Händen nahm und zum Ergötzen seiner Tischgesellschaft temperamentvoll den Charleston weiterspielte. Damit nicht genug, begab sich Mr. Bird, der sich fern der Heimat über die strengen Geize seines Landes ausgiebig mit Sekt und Godtails zu trösten gesucht hatte, schwankend unter die Tanzenden und geigte und tanzte so lange, bis er ausglitt, schwer aufs Parkett hinfiel und den Resonanzboden der Geige zertrümmerte.

Keinlich.
„Schon natürlich für Erbsen...“, sagte Mr. Bird, als er sich weniger temperamentvoll erhob.

In einem der verfallenen Häuser stellte die Frau des Arbeiters Zanotti fest, daß es nicht einmal mehr zu der färglichen Polenta zehren würde, dem aus Meismehl und Wasser getriebenen „täglichen Brot“ der Armen, wenn heute in der Fabrik wieder der Lohn ausbleibe. Sie waren schon seit zwei Monaten nicht mehr bezahlt worden, die Arbeiter der berühmten Visker- und Schokoladenfabrik. Wer nicht warten wollte, der konnte ja gehen. Aber was dann? Man mußte froh sein, wenn man überhaupt Arbeit hatte.

Zwei Monate sind eine lange Zeit, und der Kaufmann, der über die unerschöpflichen Süde gelbes Meismehl herrschte, verlor schließlich die Geduld und wollte nichts mehr auf Kredit geben. Fünf Kinder aber wollten essen.

Nicht, daß sie nur die Beine unter den Tisch gestellt hätten! Sie sahen sich nach Verdienst um, taten Botengänge, trugen Telegramme aus. Dafür gab es, wenn es ein Gana über Land war, 3,50 Lire.

„Doch wie weit reicht das?“
„Nina, geh noch einmal zu Mollinari und frage, ob etwas fortzuschaffen ist!“ — vielleicht, daß dort etwas abziele.

Herr Mollinari sprach gerade mit einem Fremden. Nina mußte warten.

Mr. Bird gab der Buchhandlung Mollinari den Vorschlag, weil er sich dort endlich verständlich machen konnte.

„Sagen Sie, Mr. Mollinari, können Sie mir umachend eine Geige verschaffen? Eine gebrauchte. Nicht für mich, Herr Mollinari, sondern für ein kleines Unglück polstert. Ich muß eine Geige erkaufen.“
Herr Mollinari wendete sich — auf italienisch — an seine Verkäuferin: „Wissen Sie vielleicht jemanden, der eine gebrauchte Geige zu verkaufen hat?“

Eine gebrauchte Geige? Bei uns auf dem Boden... dachte Nina, und sie sagte schüchtern: „Wir haben eine, Herr Mollinari. Meine Mutter wollte sie schon immer verkaufen. Aber es sind keine Seiten mehr darauf, und sie steht nicht mehr schön aus.“

Herr Mollinari nahm Rücksicht auf Mr. Bird.
Nach einer Weile kehrte Nina mit einem kläglich blauen Wollfädelchen zurück, dem Herr Mollinari mit verlegenem Schmel eine unerschöpfliche Geige entnahm.

Schon ist sie freilich nicht.
Mr. Bird sah sich das Instrument an und trat damit an die Leventür. Er suchte leicht zusammen. Unschwer blühte er sich um. Ob jemand seine Verzerrung bemerkt hatte? Dann sagte er, anscheinend gleichgültig: „Gut — wieviel?“
Die Kleine: „Die Mutter fracht, ob fünfzig Lire zu viel seien.“
Mr. Bird gab hundert.

Es war wie seit Wochen: es hatte wieder keinen Lohn gesehen. Wenn Nina meinst, daß die Geige loswürde!
Nina kam Strahlend: „Ich habe hundert Lire bekommen!“
Die Mutter weinte vor Freude: „Welch ein Glück!“ Alle bewunderten Ninas Tüchtigkeit. Man hatte so lange Not gelitten, ohne daran zu denken, daß auf dem Boden in dem alten Wollfädelchen der Verdienst von einer ganzen Woche stehe. „Und beinahe hätte ich das idyllische Ding verkauft!“ sagte der Vater.

Es wurde ausgerechnet, was man alles für hundert Lire kaufen konnte. Meismehl, Del, Keiselfäse und acetonierte Feigen wurden geholt, und der Vater konnte sich zum ersten Mal seit langer Zeit satt essen.

„Seht Ihr, Großvater sagte manchmal, die Geige wird uns noch einmal Glück bringen.“

Zur gleichen Zeit schloß Mr. Bird vorsichtig seine Hotelzimmer ab, packte behutend die Geige aus, bestrich und befestigte sie von allen Seiten, blühte immer wieder in die Schalllöcher, lachte und blickte sich alles in allem wie ein harmloser Trer. Er buchstabierte erst leise, dann laut, immer und immer den Zettel im Innern der Geige:

„Antonius Stradivarius, Cremonensis, faciebat anno 1682.“
„Welch ein Glück! Ich hatte eine Stradivari in Händen, und sie gehörte mir, mir... und um keinen Preis der Welt gäbe ich sie wieder her... am allermeinsten dem Primageier... Ich werde ihn einfach mit Geld abhandeln.“

Als Mr. Bird die Geige behutend weggeschloffen hatte und wieder den Schrittes im Smolina nach dem Speisesaal ging, dachte er: Die Stradivari, die Saralate spielte, hatte einen Wert von einer halben Million Lire.
Irena Keimann.

Badisches Landestheater. Das diesjährige Weihnachtsmärchen „Der große Christoph“ von Ulrich von der Trenck ist eine Uraufführung. Nach sorgfältigen Vorstudien hat der Verfasser, der das Christkind alte ichöne Wendung vom kleinen Christophorus, der das Weihnachtsfest über den Strom trägt, für kleine und große Leute auf die Bühne zu bringen. Die Wendung liegt in zwei Handbüchern vor, die ins Jahr 1488, bzw. 1517, endlich in der bekannten Elementarform „Legende aurea“. Aus den sehr verwickelten und in die deutsche Sprache herausgelöst, zu fünf einfachen Bildern gestaltet und in Ganze zusammen auf die weihnachtliche Märchenform gebracht werden: „Der Kieck und das Christkind“, ohne alle modernen Zutaten mit kindlichem Humor erzählt, wie es in den alten deutschen Legenden und Sagen sich findet. Das Werk wird vom Verfasser selbst in Szene gesetzt.

Seelenfolter und dritter Grad

Wie die amerikanische Polizei Geständnisse erpreit — Der „Wasserschlauch“ — Optische und akustische Folter

Von Ernst Holt

In einer Broschüre gegen einige Arbeiter, die angefaßt waren, ihre Kollegen zum Aufruhr angehetzt zu haben, gab es in New York einen aufsehenerregenden Zwischenfall. Als einer der Angeklagten in eine leidenschaftliche Anklage gegen die Polizei ausbrach, die unter furchtbaren Folterungen Geständnisse von ihm erpreit habe, erlitt einer der Geschworenen aus Erregung über das Gehörte einen Tobsuchtsanfall und verlangte auf der Stelle, seiner Würde entkleidet zu werden.

Damit ist wieder eine Debatte in Fluss geraten, die seit Jahren die Gemüter hitzen und drüben erregt. Ist es wahr, daß die amerikanische Polizei Geständnisse erpreit? Ist es wahr, daß Verdächtige drüben richtig gefoltert werden, damit sie eine bestimmte Aussage machen?

Das unterliegt leider nicht dem geringsten Zweifel mehr. Man erinnere sich in diesem Zusammenhang an den Galtoniaprozess. Es liegt bereits ein Tatsachenmaterial vor, demgegenüber die Behauptungsgewandlung der amerikanischen Justizbehörden lächerlich und ganz unzureichend erscheinen. Und darüber hinaus haben einige offenkundige Persönlichkeiten die Tatsache einer Folter zugegeben und ihre Notwendigkeit sogar zu bekräftigen versucht.

Salten wir uns an die Tatsachen. Die Methoden der amerikanischen Polizei sind sehr schematisch. Wird jemand in flagrantem Ermordung, dann liegt die Sache sehr einfach. In den meisten Fällen wird also der Verdächtige ein offenes Geständnis ablegen, und damit ist er für die Polizei erledigt und wird an das zuständige Gericht abgeliefert. Ganz anders liegt der Fall, wenn es sich nur um einen Verdächtigen handelt, den man mit dem üblichen Beweismaterial nicht überführen kann. Wenn die Polizei der Ansicht ist, daß es sich um ein hartnäckiges und verstocktes Subjekt handelt, dann auf dem Wege der einfachen mündlichen Vernehmung nicht zu kommen, dann schreibt sie zum nachfolgenden geschützten Handlungsbereich nicht bei Verbrechen aus dem 2. und 3. Grade vor. Genommen. Wenn sich der Verdächtige in Polizeigewahrsam befindet, dann besteht dieser „dritte Grad“ zunächst in einer ausnehmend rohen Behandlung. Ein paar Konstabler begeben sich in seine Zelle und „unterhalten“ sich mit ihm. Meist ist der Gefangene nach einer solchen „Unterhaltung“ ein paar Tage unruhig und hat Zeit, die gewünschte Aussage zu machen. Ist er noch nicht so weit, dann werden die „Unterhaltungen“ fortgesetzt und gegebenenfalls mit unangenehmen Unterbrechungen des nächtlichen Schlafes abwechselnd.

In den meisten Fällen sieht der Mann dann ein, daß er auf die Dauer hier den Kürzeren ziehen muß und legt alles daran, sich in das Untersuchungsgefängnis zu kommen.

Manchmal aber, und zwar dann, wenn der Verdächtige wirklich unerschrocken ist, oder wenn es sich um ein besonders wichtiges Geständnis handelt, führt die einfache rohe Behandlung und die üblichen Mittel, wie Entziehung des Wassers, bis überhöhter Kost nicht zum Ziel. Dann setzt der „dritte Grad“ ein, der in ganz Amerika gefürchtet und berüchtigt ist. Die dritte Grad handelt es sich für die Polizei darum, das äußerlich erkennbare Mißbehagen zu verbinden. Es sind zum Teil raffiniert ausgeführte Methoden, die da angewandt werden. In den meisten Fällen beginnt der dritte Grad damit, daß die Hände auf dem Rücken zu-

lammengesetzt werden, worauf ein starker Mann die gezeichnete Arme von rückwärts nach oben drückt. Das tut entsetzlich weh und wird natürlich bis zu dem Punkte fortgesetzt, wo sich die Knochen brechen. Wenn das nichts hilft, dann tritt der „Wasserschlauch“ in Erscheinung. Anton Sinclair hat diese unmenschliche Methode in seinem „Sinus Vitae“ genau beschrieben. In den Wundwunden, die sich zur Unbequemlichkeit gefesselter Opfer während des Wasserschlauches bilden, sind unzählige Male die Wunden zu sehen, die durch den Bedarf nach dieser Prozedur in gewissen Intervallen wiederkehren. Der Leib des Vollgeknüpften schwillt ballonartig auf und schreitet bis zum Nacken voll. Die folternden Konstabler können dabei ruhig genaug das Maß, das sie nicht übersteigen dürfen. Es gibt natürlich wenige Menschen, die diese Wasserschlauch länger Zeit ertragen können. Gewöhnlich führen die entsetzlichen Schmerzen zu vorübergehender Bewußtlosigkeit. Stets wird die Folter sofort abgebrochen, wenn der Verdächtige sich bereit erklärt, ein Geständnis abzugeben. Wehe ihm, wenn er nachher seine Bereitwilligkeit widerrufen möchte. Jedes Geständnis, das vor der amerikanischen Justiz gemacht wird, ebenso wie jede protokollierte Aufnahme, ist mit dem Vermerk versehen: „Ich bestätige, daß vorliegende Aussage wahr ist, ohne freiwillich und ohne jeden Zwang gemacht zu haben.“

Die Folter, die unter jeder Aussage steht, heißt sich die Folter gegenüber dem Geiste, das innerlich wieder genau weiß, was er sagt, und auf sich hat.

Neben der körperlichen gibt es noch eine Seelenfolter. Optisch und akustisch ist die Seelenfolter auf den Vernehmenden einzuwirken. Sie besteht zunächst in der Vernehmung des Verdächtigten in einem dunklen Raum, der durch ein Gitter mit dem Vernehmenden verbunden ist. Der Verdächtige wird in einem dunklen Raum unter das grelle Licht von Spot- oder Leuchtstrahlen gesetzt, die auf ihn einwirken. In diesem Raum beginnt und die entsetzliche Stille und Lautlosigkeit um ihn herum. In längeren Zwischenräumen durch die Frage des unruhigen Hintergrunds stehenden Kommissars unterbrochen, ab er endlich ein Geständnis zu machen wünscht. Zu diesen optischen und akustischen Bedrohungen die akustische Folter. Im verdunkelten Raum werden Röhren und eine leise Stimme flüsternd unheimlich. „Ich bin ein Mörder! Sie sind ein Mörder!“ In der leuchtenden Stille bricht plötzlich ein Glas. Die entsetzliche Dinn die die Lampen ausströmen, erzeugt einen wahrnehmbaren Druck, durch ihn übertragliche aufsteiger wird, das man im Hinterkopf das schmerzliche Geräusch eines Wasserstrahlers hört. Dabei man durch ein Gitter auf einen ganz kleinen Raum beschränkt, in dem man kaum ein paar Schritte machen kann. In dem Augenblicke, wo der Verdächtige neugierig ist, und das Gitter sich hebt, und Zigaretten geist und kann hören seine Unterredung unter das schon ferne Protokoll gehen.

Es ist natürlich erzieht, daß die Hälfte aller vor der amerikanischen Justiz nach dem dritten Grade verurteilten Verdächtigten hätten sich allerdings, eine allzu drohende Bedrohung der politischen Vernehmungsmethoden zu geben, wenn sie strafverjährung. Die Polizeibeamten können einen Verdächtigten und verhindern jede Aufklärung. Sie haben dabei die obersten Justizbehörden auf ihrer Seite.

Urlaub vom Himmel

Roman von Alfred Schirosauer
Copyright by Verlag Carl Zuckers-Berlin.

(Nachdruck verboten.)

Über die Piazza del Triunfo gingen sie hinüber zur Kathedrale. Ein Zug Egel, das Führer mit der Glode am Halse voran, verpörrte ihnen die Straße. Gemächlich schritt der Besitzer hinter den wegschreitenden Tieren her. Ein zerlumpter Burche trat an Deter heran, hielt ihm ein Los der loteria nacional vor die Augen und trompetete ihm in die Ohren: „La suerte! Das Glück! Señor! Tres pesetas elgordo! Tres pesetas!“

Eine dazwischen Erinnerung träumte auf in Deters Hirn. Hatte er nicht einmal —? Er sahste in die Weltentische. Doch Harriet, die schliefte, er suchte Geld, das Los zu kaufen, so lag, im Banne ihrer Bekanntheit, weiter. Die Erinnerung verwehte.

Küßte schritten sie die Steinfliesen, kleine Stufen, einen mächtig anke an den Fied, hinauf zur Giralda, die einst ein legendes maurisches Minarett gewesen ist. Sie stamm ohne Beschwerde. An den dunklen Stellen des Ganges geisterte ihr weiches Haar neben seiner Schulter. Sie war mittelgroß, ihre Figur geschmeidig und ebendüstig.

Dann fanden sie auf der Plattform. Unten lag Sevilla, ein Becken aus glühend weißer, hets trisch getünchter Mauern. Darüber w e ein Hauch das Gelbbraun der Ziegeldächer. Weiter hinten grüne salzige Weiden. Die Menschen in den Straßen erschienen wie Puppen, die Kraftwagen, elektrischen Bahnen, Autobusse wie Spielzeug. Das Getöse des Verkehrs, das Duzen, der Choral der Motore, das Rauschen der Straßenbahnen, die Schreie der Gaslhändler, das laute atemlose Klagen der Egel, der unbestimmbare Atem einer großen südlichen lautfrohen Stadt schmolz zusammen zu einer starken rhapsodischen Harmonie des Lebens.

Sie traten an die Brüstung und schauten hinab. Unwillkürlich schaute er sie am Arm. Sie lächelte verächtlich. „Seute noch nicht! Sie brauchen keine Angst um mich zu haben“. Da glitt seine Hand herab.

Unter ihnen erhob sich das gotische Labyrinth des Kathedralendaches mit seinen Türmen und Türmchen und Kapellenverzierung-

gen. — dort der Garten und die gesäeten Zinnen der Alkazarsmauern. — da das rote Gebäude der früheren Börse, jetzt Archiv, in dem als kostbarster Schatz die Staatspapiere des Christoph Kolumbus aufbewahrt werden, der einst von dieser Stadt aus seine Reise antrat, Indien vom Westen zu erreichen.

Sie setzte sich auf einen Mauervorsprung. Rüdte dann zur Seite, ihm Raum zu geben. Und hier oben, hoch über dem Leben, das wie ferner Draeton ihre Kantate beallete, erzählte Harriet Keenor dem fremden Manne, der ihr trau und nah erschien, die traurige, fast märchenhafte, wahre Geschichte vom Sterbenmüllern.

„Ich bin in Kolumbo in Nebraska, U.S.A. geboren. Mein Vater besitzt dort eine große Farm. Wir waren viele Kinder. Ich bin die Jüngste. Mit ledgeln — ich war sehr früh reif — kam ich in die Hauptstadt des Staates Nebraska, nach Lincoln, auf die Universität. Ich studierte Naturwissenschaften, die mich brennend interessierte. Es war 1918, Kriege. Die boys wurden eingesetzt. In den Ferien arbeiteten wir für die Kriegsindustrie. Fast alle Mädchen. Es war ein summes Geleit. Acht von uns kamen in die große Aktienfabrik nach Omaha am Missouri. Ein großer Konzern, der überall in den Staaten seine Fabriken hat. Dort mußten wir die Ziffern der Urben mit einer Radiumlösung bestrahlen, damit sie nachts im Dunkeln leuchteten. Eine leichte Arbeit. Aber eine tödliche, mörderische. Wir waren fast Kinder, hatten keine Ahnung. Niemand warnte uns. Die Zahlen auf den Zifferblättern — es waren Armbänder für die Jungen draussen — sind sehr klein. Der Pinfel mußte ganz fein sein, sonst verjähmerte man das Zifferblatt. Wir drehten ihn ahnungslos zwischen den Fingern hin.“

Sie machte eine kleine Pause. Ein Egel schrie unterhalb des Turmes marderstüßend seine heilere, Klage durch die Stadt.

„Vor zwei Jahren war es. Wir waren längst über die United States zerstreut. Ich war am Wilson-College — Privatdozentin würde man es in Deutschland nennen —, da begann mein Haar zu bleichen. Ich ging zu einem Arzte — Käsel. — Ueberarbeituna. Aber da begann schon der Sturm über das Land hin. Auch die anderen waren erkrankt. Von einer hieß es, sie sei nachts in ein dunkles Zimmer gekommen und habe zu ihrem Entzehen ihr Gesicht grünlich gelblich leuchtend sehen. Anderen fielen die Zähne aus, die Füße verkürzten sich. Amerika erbob sich in Empörung. Doch man uns nicht vor der tödlichen Gefahr gewarnt hatte. Uns Mädchen. Sie wußten, wie die Amerikaner für Frauen eintreten.“

Deter schwieg. Er begann zu begreifen.

Man wußte natürlich sehr bald, daß es sich um eine Radioaktivität handelte. Aber die Medizin weiß im Grunde noch nichts von diesen Radiumvergiftungen. Wir waren ein nettes, freies für die Ärzte. Sie überließen uns. Jeder wußte ein anderes und wirksameres Mittel. Nur einer, ein Professor, meinem Collegen, war ehrlich. Er sagte uns, daß wir uns nicht mehr lebten. Das wir noch etwa zwei Jahre zu leben hätten.“

„Anerkner“, brach Deter aus.
„Er hatte es uns nicht ins Gesicht gesagt. Dazu hatte er nicht den Mut. Er hat uns alle acht unterkühlt, reiste, wir waren ja Sechsmüdigkeiten gemorden. Abnormitäten, schrieb darüber in einer medizinischen Zeitschrift. Ich werde sie mir. Darin fand ich acht Todesurteile mit den Hinrichtungsdaten.“

„Anfug“, murzte er.
„Küßte sind pünktlich, fast auf den Tag, eingetroffen.“
„Zufall.“

„Sie brauchen mich nicht zu trösten. Ich habe es nicht ertragen können, ein bestimmtes, bemitleidetes Wandertier zu sein, dessen promptes Verrecken man momentlich Wetten abschließen wußte, wie öffentlich unter Privatleben in den Zeitungen, delft wird. Ich floh nach Europa, floh vor den Reporter, mich heuten, floh vor der „publicity“, diesem Seelenmörder, der grauenomeren modernen Pranger der Staaten. Wollte mich retten, wenn ein sterbendes Tier.“

„Das ist doch Wahnsinn!“ begehrt er auf. „Waren Sie bei einem Arzt in Europa?“

„Doch. In Berlin. Der erste Mann auf diesem Geleite, wußte er auch nicht. Noch ganz unerforscht. Er sprach von Leukämie — meinen Blutkörperchen — mehr wußte er noch nicht.“

„Das was sagte er — zu dem Todestage?“
„Das wäre banalere Anfinn.“
„Da — sehen Sie!“ triumphierte Deter.

„Und die fünf anderen? — An denen pünktlich das Verrecken vollstreckt worden ist! Nein, nein, geben Sie sich keine Mühe. Schade um jedes Wort. — Uebrigens mußte ich Ueberkonsern unter dem Druck des öffentlichen Auftrages schädigen. Mein Lebenswert wurde auf 85 000 Dollar geschätzt. Die verpraße ich jetzt.“

(Fortsetzung folgt.)